

geliehen und den anderen Spaten darin verstaubt. Drei Jungen, dünn wie Bleistiftstriche, rasten in das Dunkelgrün, um das perfekte Versteck zu finden.

Der Wald öffnete und schloss sich, nahm sie auf und legte sich um sie, und plötzlich bremste Simen scharf und rief: »Dort! Unter diesem Baum!« Sie waren zu einer Lichtung im Wald gekommen, und am Rande der Lichtung lagen ein paar Steine, die aussahen, als bildeten sie den Buchstaben S – wie in Schatz oder Simen oder Bill Shankly –, und mitten auf der Lichtung stand ein Baum und streckte seine Äste zum Himmel, als bejubelte er jedes einzelne Tor, das Liverpool seit 1892 geschossen hatte.

Aber im Herbst sah alles anders aus. Nichts stimmte. Es regnete und war dunkel und kalt, und man brauchte Mütze und Schal und einen dicken Pullover und eine Taschenlampe, und der Wald war schroff und dicht und still, und es gab keine hellen Lichtungen, in denen Steine ein S bildeten und Bäume jubelten.

Aber sie fanden eine Lichtung, und sie fanden einen Baum, der dem Baum vom letzten Sommer ähnelte.

Ole Kristian war ganz sicher, dass das hier die richtige Stelle war, er erkenne sie wieder, sagte er. Simen betrachtete den Baum, der die nahezu nackten Äste in den Nachthimmel streckte. Im Leben nicht! Dieser Baum rief überhaupt keine Erinnerungen wach. Dieser Baum erinnerte an einen steinalten Mann, der dem Himmel mit Fäusten drohte und so zornig war, dass er sterben wollte. Das lag nicht nur daran, dass er seine Blätter verloren hatte. Dieser Baum war am Ende.

Aber er sagte kein Wort zu den anderen. Sie waren seit Ewigkeiten in die falsche Richtung geradelt. Er war sich nahezu sicher, dass sie in die falsche Richtung geradelt waren und das hier nicht die richtige Stelle war. Doch wenn er sich irrte und Ole Kristian recht hatte und der Schatz tatsächlich unter diesem Baum lag, stellte sich die Frage, ob er das Diamantkreuz wieder in die blaue Schale im Bad legen sollte oder ob er es vielleicht lieber behalten und einen Kumpel bitten sollte, es mit ihm zu verkaufen. Mit siebzehntausend Kronen kam man weit. Er sah seine Mutter vor dem Ferienhaus, sie trug ein rotes Kleid und hatte lange dunkle Haare und dunkle Augen, und sie lächelte ihn an wie immer, wenn sie so tat, als hätte sie sich nicht mit Papa gestritten.

Sie ramnten die Spaten in die Erde.

»Zum Glück hat es noch keinen Frost gegeben«, sagte Ole Kristian, »dann wäre es nicht mehr möglich ...«

»Das ist garantiert die richtige Stelle«, sagte Gunnar, »man sieht ja, dass hier jemand gegraben hat.«

»Der Sinn des Ganzen war ja aber, dass wir ihn nicht mehr ausbuddeln«, warf Simen ein.

»Für wen soll das der Sinn gewesen sein, verdammt noch mal?«, fragte Ole Kristian.

»Der Schatz war doch deine Idee«, sagte Simen.

»Könnt ihr vielleicht mal die Klappe halten und graben«, sagte Gunnar.

Die Jungen gruben schweigend weiter. Es war mittlerweile stockfinster geworden, und sie wechselten sich beim Graben und beim Halten der Taschenlampe ab.

Keiner von ihnen begriff, dass Mille vor ihnen lag, als sie atemlos und erschöpft den Strahl der Taschenlampe auf sie richteten. Das Grab erinnerte an ein Vogelnest, ein großes unterirdisches Vogelnest aus Zweigen und Knochen und Haut und Stroh und Gras und Stoff – und zuerst dachte Simen, der den kompletten Inhalt des Grabes noch nicht erfasst hatte, dass es sich bei dem, was er sah, genau darum handelte, die Überreste eines Riesenvogels, des einzigen seiner Art, schwarz und rauschend, vor der Welt verborgen, mächtig und allein mit seinen dunklen schweren Flügeln, hin und her, hin und her, durch unterirdische Tunnel, Gänge und Säle. Ein großer, stolzer, einsamer Nachtvogel, der am Ende abstürzte und nur wenige Spuren seiner Existenz hinterließ – und er wurde aus diesen Gedanken erst herausgerissen, als Gunnar, der die Taschenlampe hielt, einen Schrei ausstieß.

»Igitt, das ist eine Leiche.«

Gunnar war grün im Gesicht, und das lag nicht allein am gespenstischen Licht der Taschenlampe.

Ole Kristian sagte: »Seht mal, die Haare, an dem Schädel wachsen Haare, das ist kein Gras, das sind Haare.«

Dann musste er sich übergeben.

Milles Verschwinden lag jetzt zwei Jahre zurück. Simen war damals neun gewesen, und schon zu der Zeit waren er und sein Fahrrad eins, so sah er sich zumindest in jenem Sommer, als einen Jungen auf Rädern, als ein Fahrrad mit Körper, Herz und Zunge, und hätte er gedurft, hätte er das Fahrrad mit ins Bett genommen, wenn er am Abend widerstrebend schlafen ging. Von frühmorgens an sauste, schlitterte und rutschte er über die schmalen Kieswege bei der weißen Kirche oder ließ vorne bei den Holzstegen neben dem Fähranleger an der langen Mole das Fahrrad hochsteigen, und dann glänzte der Fahrradlenker in der Sonne, und ihm stieg der beißende Geruch von Garnelenschalen und Fischabfällen in die Nase, von den beiden Fischern, die unbeirrt dort ausharrten.

Am Abend, an dem sie verschwand, dem fünfzehnten Juli 2008, hatte es leicht geregnet, der Nebel hatte ihn eingehüllt, und die Straßen waren schwarz und feucht gewesen, als könnten sie sich jederzeit auftun und ihn verschlucken. Simen hatte von seinen Eltern die Erlaubnis, allein draußen Rad zu fahren – solange er in der Nähe des Ferienhauses blieb. Er fror, wollte aber nicht nach Hause. Seine Mutter und sein Vater stritten sich und konnten nicht aufhören, auch wenn er schrie: IHR SOLLT EUCH NICHT MEHR STREITEN!

An der höchsten Stelle der Straße, die Svingen hieß – die Kurve – (die nach Ansicht von Simens Vater jedoch *Svingene – die Kurven* – heißen müsste, es sind schließlich hundert Kurven, Simen, nicht nur eine!) und sich vom Zentrum aus wie ein gewelltes Band den Berg hinaufwand, stand die große weiße Holzvilla der Buchhändlerin Jenny

Brodal. Jenny lebte mit einer Frau zusammen, die Irma hieß, und die beiden gingen jeden Abend spazieren. Jenny war klein und zierlich und marschierte die lange Straße zum Zentrum hinunter. Irma war groß und breit und lag meistens ein paar Schritte hinter ihr. Simen begegnete den beiden Frauen oft, wenn er draußen mit dem Fahrrad unterwegs war. Irma sagte nie etwas, aber Jenny grüßte immer.

»Guten Tag, Simen«, sagte sie stets.

»Hallo«, sagte Simen und wusste nicht, ob er anhalten und richtig grüßen oder weiterradeln sollte – aber beide wären ohnehin schon weit weg, bis er sich entschieden hätte.

Irma war die Frau, deren Jenny sich *erbarmt* hatte. Simen wusste nicht, was *erbarmen* bedeutete, den Ausdruck hatte seine Mutter benutzt, als er fragte, was das für eine Frau sei, die zusammen mit Jenny Brodal in Mailund wohne.

In Wahrheit mied Simen Irma, so gut er konnte. Am schlimmsten war es, wenn Irma abends allein draußen herumlief. Simen erinnerte sich daran, wie er einmal auf der Straße auf sie zufuhr und sie seinen Lenker packte und ihn anfauchte. Es kamen zwar keine Flammen aus ihrem Mund, aber es hätte ihn nicht gewundert, wenn es so gewesen wäre. Sie war irgendwie voller Licht, das fiel ihm auf, weil es draußen so dunkel war. Ja, sie leuchtete, als hätte sie gerade einen Feuerschlucker verschluckt.

Er hatte keine Ahnung, warum sie das tat. Warum sie ihn anfauchte. Er hatte nichts Böses getan. Er hatte ihr nicht den Weg versperrt. *Sie* hatte ihn festgehalten.

Seine Mutter sagte, Irma habe vielleicht nur versucht, mit ihm zu scherzen, und sich dabei etwas ungeschickt angestellt. Irma sei nicht verkehrt, sagte die Mutter, und Simen solle seine Phantasie zügeln, solle sich nicht Geschichten über Menschen ausdenken, die er nicht kenne. Simen müsse einsehen, dass Irma ganz bestimmt ein guter, freundlicher Mensch war und dass sie Jenny Brodal liebte, die Irma aus allen erdenklichen unangenehmen Situationen befreit hatte (und die sich außerdem ihrer *erbarmt* hatte), aber weil Irma so groß war und nicht wie eine normale Frau aussah, war man versucht, ihr negative Eigenschaften anzudichten. Das alles sagte Simens Mutter, und das tat sie, weil sie stets an das Gute im Menschen glaubte. Aber in diesem Fall irrte seine Mutter. Die Hüinin Irma hatte seinen Lenker gepackt und Simen angefaucht, und sie hatte im Dunkeln geleuchtet. Da war sich Simen ganz sicher.

Doch an jenem Abend im Juli begegnete er weder Jenny noch Irma auf der Straße. Zum Glück. Er wusste, warum. Jenny hatte Geburtstag, und ihr großer Garten war voller Menschen, schon von weitem hörte er die Stimmen und das Gelächter. Es war ein großes Fest, was Simen angesichts von Jennys Alter ein wenig merkwürdig fand. Sie war bestimmt über siebzig, vielleicht sogar über achtzig. Er war sich nicht sicher. Aber alt war sie. Bald würde sie sterben. Daran führte kein Weg vorbei. Man konnte sich nicht entziehen. Und Jenny war auch keine Frau, die sich den Dingen entzog. Sie marschierte zwar – aber dem Tod konnte man auch marschierend nicht entkommen. Der Tod hatte alle Macht. Mama würde sterben, Papa würde sterben. Und eines Tages würde auch Simen sterben. Darüber hatte er mit Mama gesprochen – sie gab ihm richtige

Antworten. Papa wich eher aus. Warum sollte man ein großes Fest feiern, wenn man bald starb? Was gab es da zu feiern?

Simen fuhr die lange Straße hinauf, um im Gebüsch zu spionieren. Nebel lag über ihm und unter ihm, vor ihm und hinter ihm, und die Stimmen aus Jennys Garten schienen daraus zu entspringen. Der Nebel erschuf die Stimmen. Der Nebel erschuf das Gelächter. Der Nebel erschuf die Straße, die sich zum Haus hochwand, und all die hundert Kurven, und der Nebel erschuf die Menschen auf dem Fest, und nur Simen und sein Fahrrad waren real. Sie waren Fleisch und Blut und Knochen und Räder und Stahl und Kette. Simen und sein Fahrrad waren eins. Zumindest bis das Rad einen Stein rammte und Simen über den Lenker flog. Sein Schrei wurde erstickt, als er auf dem Boden landete. Eine Weile rührte er sich nicht, dann begann es wehzutun. Die Schürfwunden an Handflächen und Knien. Der Kies in den Wunden. Das Blut. Er krabbelte zum Straßenrand, lehnte sich an einen Baumstamm und weinte. Doch wie laut er auch weinte, Mama und Papa würden ihn nicht hören. Ihr Haus lag weit unten in der Straße, und die Stimmen der Geburtstagsfeier hier oben übertönten alles, und er war ganz allein, und es tat überall weh, vor allem an den Knien, das Fahrrad war ganz sicher hinüber, und er hatte sich die Hände aufgerissen bei dem Versuch, sich beim Fallen abzustützen. Den Kopf zu schützen. Das sollte man tun, wenn man vom Fahrrad fiel. Eigentlich sollte man einen Fahrradhelm tragen, und Mama wurde bestimmt wütend, weil er keinen aufhatte, und er würde künftig am Abend nicht mehr allein Rad fahren dürfen. Das Fahrrad lag immer noch mitten auf der Straße. Seltsam verdreht. Simen begann noch lauter zu weinen. In dem Moment kam *sie*. Das Mädchen in dem roten Kleid mit den langen dunklen Haaren. Sie hatte ein Tuch um die Schultern und eine Blume im Haar. Sie war das allerschönste Mädchen, das Simen je gesehen hatte – und der Nebel schien ihr nichts anhaben zu können. Als wiche er vor dem, was schöner war als er, zurück. Simen weinte weiter, auch wenn etwas in ihm sagte: Wenn sich dir so etwas Schönes wie dieses Mädchen nähert, solltest du nicht im Graben sitzen und wie ein kleines Kind heulen. Andererseits: Hätte er nicht im Graben gesessen und geweint, wäre das Mädchen niemals stehen geblieben, wäre niemals vor ihm in die Hocke gegangen, hätte nicht den Arm um ihn gelegt und geflüstert: *Bist du vom Fahrrad gefallen? Hast du dir wehgetan? Darf ich mal sehen?* Sie hätte ihm niemals auf die Beine geholfen, ihn gefragt, wie er heißt, und das rote Tuch genommen, um ihm den Schmutz und die Tränen aus dem Gesicht zu wischen. Sie hätte sich niemals über das Fahrrad gebeugt und den Schaden begutachtet. (*Es ist nicht kaputt*, sagte sie und stellte es wieder auf, *siehst du, Simen, es ist nicht kaputt*.) Und sie hätte ihn niemals den weiten Weg von Jennys Haus zu seinem eigenen, dem zweiten auf der linken Seite, begleitet – eine Hand in seiner, die andere auf dem Lenker. *Ich heiße Mille*, sagte sie, als sie am Ziel ankamen.

Sie lehnte sein Fahrrad an den Zaun, sah ihn an und lächelte. Dann beugte sie sich über ihn und küsste ihn auf den Kopf.

*Ich heiße Mille, und du heißt Simen, und jetzt musst du nicht mehr weinen.*

Dann drehte sie sich um und ging.

II

Charles Olson hatte keinen Hund